

## Inhalt

Vorwort	7
1. Der Ort des Menschen im griechischen vs. konfuzianischen Denken	9
2. Die Anfänge des europäischen Seinsdenkens. Heidegger und Parmenides	27
3. Ein Weg zu Basho über die Vermittlung durch Heideggers Denken	41



## Vorwort

Der vorliegende Band vereinigt drei anderenorts getrennt erschienene Beiträge, die einander gegenseitig ergänzen.<sup>1</sup>

Müllheim, 2023

H.-C. Günther

---

<sup>1</sup> H.-C. Günther, *Das Politische und die Dichtung* (Nordhausen 2017, Abschnitte 1 und 2); *Dem Andenken an Jiro Watanabe* (Nordhausen 2021, Abschnitt 3).



# 1. Der Ort des Menschen im griechischen vs. konfuzianischen Denken

## 1.1 Was bedeutet Ort

Wenn wir die Frage nach dem Ort von etwas stellen, so fragen wir danach, wo sich etwas befindet, d. h. nach der Stelle von etwas in einem wie auch immer definierten Raum. Dieses Wo, der Ort, die Stelle kann je verschiedener Natur sein, je nachdem, was das etwas ist, nach dessen Ort gefragt wird. Auch die Art des Befindens ist eine ganz andere, je nachdem, nach was wir fragen. D. h. wenn wir nach einem Ort fragen, müssen wir uns zunächst klar machen, was das ist, dessen Ort wir erfragen. Danach bestimmt sich der Raum, der ins Auge gefasst wird sowie die Art des Sich-Befindens; und daraus ergibt sich, was mit Ort gesagt ist.

Gefragt wird hier nach dem Ort des Menschen in der Philosophie, im Denken. Das Denken ist eine Tätigkeit eben jenes Menschen, nach dessen Ort gefragt wird. Somit bedeutet diese Ortsbestimmung eine Selbstbestimmung des Menschen. Das Sich-Befinden ist ein Selbstverständnis: bei diesem Selbstverständnis geht es – im Sinne des Raumes, der ins Auge gefasst wird, um das Lebensganze des Menschen. In der Frage nach seinem Ort sammelt sich der Mensch auf sein Leben als ein Ganzes hin und fragt danach, wo er in diesem Ganzen sich befindet. Dieses Sich-Befinden im Sinne einer Selbstbestimmung beinhaltet dann immer zugleich implizit die Frage, wo gehört der Mensch hin. Bin ich jetzt dort, wo mein eigentlicher Ort im Ganzen ist? In der Sammlung auf das Lebensganze ist der Ort der Ort, wo der Mensch hingehört. Sich-Irgendwo-Befinden als Selbstbestimmung des Menschen impliziert ein Zugehören, eben das In-einem-rechten-Bezug-zum-Ganzen-Stehen.

## 1.2 Die Ortsbestimmung des Menschen im griechischen Denken

Denken wir dem weiter nach, was mit dem Wort ‚das Ganze‘ gesagt ist, sind wir bereits an derjenigen Stelle angelangt, wo sich griechisches und fernöstliches Denken scheiden. Denken wir in der griechischen Perspektive weiter so scheint es sich damit folgendermaßen zu verhalten: Ist dieser Ort im Ganzen eine Selbstbestimmung dessen, was sich diesen Ort zuerkennt, so ist

der Bezug dieses Etwas zum Ganzen ein zweifacher: dieses Etwas ist zugleich innerhalb wie außerhalb jenes Ganzen. Seine Art des Sich-Befindens, seine Befindlichkeit ist eben jenes paradoxe zweifache Befinden, sich innerhalb wie außerhalb zu befinden. Der Raum, jenes Ganze, scheint dann seltsam paradox. Um etwas einen bestimmten Ort in einem Raum zuzusprechen, muss der Raum begrenzt werden, ein bestimmter Raum in den Blick genommen werden. Jetzt entgrenzt sich der Raum gerade in der Festlegung des in den Blick Genommenen. Der Raum, von dem die Rede ist, scheint das Lebensganze des Menschen zu sein. Der Mensch sammelt sich betrachtend auf das hin, was er als sein Leben im Ganzen erfährt. Doch diese Ganzheit ist eine paradoxe, insofern sie zunächst immer noch etwas, nämlich den Betrachter dieses Ganzen außerhalb ihrer selbst lässt und insofern nicht wirklich das Ganze ist. Der Betrachter steht zunächst außerhalb, und erst danach sieht er sich auch innerhalb dieses Ganzen. Diesem Ganzen wohnt somit, radikal zu Ende gedacht, ein Bruch inne: es ist *per definitionem* ein Ganzes, das immer auch nicht ganz ist. Und in jener Brüchigkeit und Prekarität des Ganzen spiegelt sich jener doppelte Bezug des sich innerhalb und außerhalb desselben Raumes Wahrnehmens.

Menschlicher Ortsbestimmung als Selbstbestimmung liegt somit eine prekäre Brüchigkeit zugrunde, die an der Wurzel menschlicher Selbstwahrnehmung als etwas Selbstbewusstem liegt. Diese Brüchigkeit ist da, noch bevor sich der Mensch als selbstbewusstes Ich wahrnimmt. Sie ist bereits da im Akt des Wahrnehmens seines Lebensganzen als *sein* Ganzes, als was auch immer der Mensch sich dann wahrnimmt oder bestimmt.

Die in Frage stehende Ortsbestimmung gibt dem Menschen somit zunächst die Frage auf, mit dem Brüchigen seiner Befindlichkeit zurechtzukommen; diese Brüchigkeit besteht zunächst – anders formuliert darin – dass seine Befindlichkeit als sich selbst Bestimmender auf einem Paradox beruht, dem Paradox einer doppelten Identität, Bestimmender und Bestimmter, oder einer doppelten Perspektive: Ich- und Er-Perspektive.

In dieser doppelten Identität scheint die Ich-Perspektive die zunächst Gegebene, sie ist diejenige, in der sich der Mensch fraglos immer schon befindet, allerdings fraglos, und d. h. ursprünglich nur so lange, als er sich einzig in ihr befindet und sich selbst noch nicht als Ich wahrnimmt, d. h. noch nicht sich selbst explizit zum Objekt seiner Bestimmung oder Betrachtung gemacht hat. Sobald er das tut, ist er bereits in die Er-Perspektive verschoben. Das ursprüngliche ‚Ich‘, ist ein Selbst oder jedenfalls etwas, das sich noch nicht als Ich im Gegenüber zum Anderen selbst bestimmt.

Denken, so scheint es, muss irgendwo anfangen, anfangen bedeutet aber zugleich: es muss ein Ziel als den ‚Fang‘ festsetzen, auf das sich der Anfang richtet, und der Anfang muss letztlich unhinterfragte Annahmen zugrunde legen. Das griechische Denken ist davon geprägt, dass es zunächst das Lebensganze, die Welt, als etwas seit je Festgelegtes und Unverrückbares voraussetzt. Dieses seit je existierende Lebensganze ist griechisch *phýsis*, sozusagen das aus sich selbst heraus, ‚natürlich‘ Gewachsene. Der Mensch ist eingebunden in ein Lebens Ganzes, das ihm und all seinen Möglichkeiten der Einflussnahme vorausliegt. Ich nenne das ein geschlossenes Weltbild. Bestimmt nun der Mensch seinen Ort in diesem von ihm als einzelner als unabhängig angenommenen, vorgängig existierenden Lebens Ganzen, so bedeutet dies: er bestimmt seine Zugehörigkeit zu diesem vorgängig vorhandenen Lebens Ganzen. Zugehörigkeit impliziert die Frage nach dem Sinn, dem Sinn der menschlichen Existenz in diesem festgelegten Lebens Ganzen. Die Frage nach der Zugehörigkeit hat unweigerlich zugleich den Charakter des Normativen.

Ist freilich dieses Lebens Ganzes als etwas natürlich Gewachsenes, jeder menschlichen Handlungsmöglichkeit vorausgehend Feststehendes gefasst, so kann die Frage nach dem Ort im Sinne der Zugehörigkeit, des rechten Ortes nur beantwortet werden über einen Versuch, dieses Lebens Ganzes zu begreifen. Der Akt des Begreifens dieses unverrückbar feststehenden Lebens Ganzes ist passiv und deskriptiv. Dieses passive Wahrnehmen des Lebens Ganzes nennt die griechische Sprache *noeín*. *Noeín* ist das Sehen, das Bemerkende von etwas, aber nicht Sehen bloß im Sinne des Vor-den-Blick-Bekommens: es ist das Bemerkende dessen, was das in den Blick Tretende für den Menschen bedeutet. Das Verhältnis des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen ist jedoch stets das der passiven Wahrnehmung, nicht der Beobachtung ist der Aktive, vielmehr ist die Welt dasjenige, was zur Beobachtung einlädt: die Welt ist nicht nur das Wahrnehmbare, sondern das Wahrnehmung Beanspruchende. Die Welt stellt an den Menschen den Anspruch, sie zu durchschauen und so seinen Platz in ihr zu bestimmen.

Ist die Reaktion des Menschen auf diesen Anspruch der Welt zunächst das *noeín*, d. h. ein Sehen, das über das bloße Registrieren hinausgeht und zum Herstellen des Bezugs des Registrierten zum Registrierenden und Handelnden führt, so wird das in diesem Akt gewonnene Erkennen zu etwas Festem, mit dem man umgehen kann, im *lógos*. *Lógos* ist ein Wort mit einem ungeheuer breiten Bedeutungsspektrum, das von ‚Gedanke, Denken, Wort‘ bis zu ‚Verhältnis‘ reicht. Im *Lógos* erscheint das Erkennen in der fasslichen Gestalt,

in der es ins Wort gehoben werden kann. Als Wort ist es das Denken als eines, das spricht: es spricht zum Menschen, aber nicht nur von Mensch zu Mensch: im *lógos* spricht der Mensch denkend dasjenige aus, was ihm von der Welt als das Bedeutsame im Bemerkten (*noein*) zugesprochen wird. Der *lógos* ist zugleich der Anspruch der Welt an den Menschen und das diesem Anspruch der Welt Entsprechen des Menschen. *Lógos* ist zugleich Verhältnis. Der dem Menschen von der Welt zugesprochene *lógos* weist dem Menschen seinen Platz in einem Ganzen zu, das von einer Verhältnismäßigkeit des Ganzen zum Menschen als Betrachtendem und von einem Verhältnis der Teile in diesem Ganzen geprägt ist. Das Ganze wird als das systematisch Geordnete begriffen.

Die Welt als das systematisch Geordnete ist *kósmos*. Wiederum ein Wort mit einem ungeheuer breiten Bedeutungsspektrum: ‚Welt, rechte Ordnung, rechtes Betragen, Schmuck, Zier‘. Die Welt als Kosmos ist eine auf den *lógos* hin und vom *lógos* Geordnete. Die Welt entspricht dem *lógos*. Das Natürlich Gewachsene ist so etwas, das der Erkenntnisfähigkeit des Menschen entspricht. Die Welt ist dasjenige, was vom Menschen im *lógos* erfasst werden will. Im *lógos* erfasst der Mensch die Welt als eine alles umgreifende Ordnung, in der jeder Teil seinen Platz hat, im Verhältnis zu allen anderen Teilen steht; und zugleich steht diese Welt als logoshaft Geordnete im Verhältnis zum betrachtenden Menschen, dessen *lógos* dem *lógos* der Welt entspricht. Als Ordnung ist dieser *kósmos* im eigentlichen Sinne wohlgeordnet. Diese Ordnung ist unverrückbar, sie lässt dem Menschen keinen anderen Weg, sich zu ihr als sinnhaft zu bestimmen, als sich in diese Ordnung zu fügen. Die Ordnung selbst ist so zugleich normativ: sie ist gut, gut im Sinne des den Menschen in seiner Intentionalität auf seine Zugehörigkeit, auf die Sinnfrage hin bestimmend. Dieses Gute ist identisch mit dem Schönen. Das Schöne ist hier gefasst im Sinne des Schmückenden, des in ein besonderes Licht Setzenden. Das Schöne ist das Gute in seinem Erscheinen. Im Erkennen der vernünftigen Sinnhaftigkeit der Ordnung tritt diese Ordnung ins Licht der Erkenntnisfähigkeit des Menschen und ist so schön und gut.

Das Grundaxiom des griechischen Denkens, mit dem es steht und fällt, ist die Identität von Natürlich, Vernünftig, Gut/Schön, *phýsis*, *lógos*, *agathón* / *kalón*. Diese Einheit spricht sich in dem Wort *kósmos* als normativer logosbestimmter Ordnung aus.



### 1.3 Das Modell der normativen Ordnung des griechischen Denkens

Als normative wird die Ordnung des Lebensganzen im griechischen Denken als etwas Funktionierendes gefasst. Normativität bedeutet, dass Vorgänge in ihr vorgegebenes Ziel finden. Die Ordnung ist eine dem menschlichen Erkennen entsprechende. Das Modell für diese Ordnung ist so ganz natürlich die *téchne*. In der *téchne* setzt der Mensch selbst Vorgänge in Gang, die in ihr von ihm vorgegebenes Ziel finden; die *téchne* ist das Funktionierende. Analog wird die normative Ordnung der Welt als Funktionierendes gefasst. Bestimmt der Menschen seinen Platz in dieser Ordnung, dann bestimmt er ihn als den, an der er sich dieser Ordnung fügt und so in ihr funktioniert. Die Sinnfrage ist die Frage nach der Funktion des Menschen in diesem Lebensganzen. Dieses technische Weltmodell, das nach dem Funktionieren der Dinge fragt, fragt nach der *aitía* oder *arché* der Dinge, wie es Aristoteles in der Entwicklung der Vier-Ursachen-Lehre als Grundfrage des Denkens formuliert hat. Es fragt zugleich nach dem Woher und Wohin. In dieser geschlossenen unverrückbaren Ordnung ist das Wohin im Woher vorgegeben. Das Woher bestimmt vorgängig bereits das Wohin. Die *arché* ist, wie Heidegger gesagt hat, „verfügender Ausgang“ oder „ausgängliche Verfügung“.

Nun ist zwar die Intentionalität des Menschen an sich immer auf das Gute, d. h. das rechte Funktionieren ausgerichtet. Als Teil jener vernünftigen, guten und schönen Ordnung, kann er gar nichts anderes sein als ebenfalls etwas in seinem eigentlichen Wesen Gutes und Schönes. Freilich verfehlt der Mensch sehr oft, vielleicht zumeist, in seinem Handeln das Gute, Schöne Vernunftgemäße. Und hier offenbart sich die Brüchigkeit dieses zunächst so kompakt erscheinenden geschlossenen Weltbildes. Wenn der Mensch nun auf das Gute ausgerichtet sein soll, so kann sein Verfehlen dieses Guten nur an einem Defekt seiner Erkenntnis des Vernünftigen beruhen. Anhand des Modells der *téchne* ist dies wieder unmittelbar begreiflich. In seinem Versuch, in der *téchne* Vorgänge zu lenken, die in der *phýsis* von selbst ins Ziel finden, muss der Mensch sich bemühen. Er muss lange und zumeist scheitern, bis ihm manchmal das Funktionieren gelingt. Seine Fähigkeit zu erkennen und zu funktionieren ist beschränkt.

Zwar ist die Welt als eine erkennbare und Erkennen einfordernde auf die Erkenntnisfähigkeit des Menschen ausgerichtet, doch erweist sich im Nachhinein der Mensch als ein dem Anspruch, dem *lógos* der Welt nicht voll Genügender. Die Erkenntnisfähigkeit und die rechte Handlungs-fähigkeit des Menschen, beide sind beschränkt. Und wie könnte es auch anders sein: er ist